

Sturmwind der Seele

Sturmwind der Seele

Eine Lebensreise erzählt von
E. M. Tollovich

VERLAG
Margarete Tischler

IMPRESSUM

1. Auflage, Juli 2017, © 2017 E. M. Tollovich

Titelbild: © 2017 E. M. Tollovich

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:

Verlag Margarete Tischler, 7122 Gols, Österreich

Druck: Prime Rate Kft., 1044 Budapest, Ungarn

Printed in Hungary

Alle Rechte vorbehalten Copyright © 2017 Verlag Margarete Tischler

www.tischler-direktmarketing.at/verlag

ISBN 978-3-9504487-6-4

Als er uns kommen sah, meine Freundin Ina und mich, der Eingangstüre des Tanzlokals zustrebend, dachte er – wie er mir später sagte – „alte Frau“, hielt uns aber, ganz Gentleman, die Tür zum Gasthof auf und wir gingen nickend an ihm vorbei. Welch ein Zufall, wir bekamen den letzten freien Tisch zugeteilt, ebenso die zwei Herren, die mit uns gemeinsam das Gasthaus betraten, nahmen an diesem Tisch Platz. Der Saal war komplett vollbesetzt.

Unsere Garderobe, Daunenparka, Handschuhe, Schal, legten wir auf dem einzigen freien Sessel neben dem Tisch ab. Ich trug einen nicht zu engen hellbraunen Rock und ein in Brauntönen gehaltenes, mit Schlangengrün durchzogenes, glitzersteinchenbesetztes, mexikanisch anmutendes Shirt und nicht zu hohe Pumps. Ich war zum Tanzen gekommen, wenn auch ohne Partner.

Da dachte Filip, so hieß unser Kavalier, „junge Frau“. Ich sah auch um vieles jünger aus, die Figur schlank, die Ausstrahlung beeindruckend, freundlich. Ich startete den Versuch, den Anschluss an das Leben wieder zu finden. Warum soll gerade hier mein neues Leben beginnen?

Ich befand mich in einer komplett anderen Welt, die vielen Menschen rundum, der Lärm unzähliger Stimmen, die mein Herz aus der Stille meines Hauses herausrissen. Zaghafte in die Wirklichkeit zu gehen, das Leben für mich allein gestalten, meistern zu müssen, zu wollen. Das ist es, zu wollen!

„Der Gebildete hat Augen im Kopf, der Ungebildete tappt im Dunkeln.“ *Koh2, 14a*

Im Dunkeln zu tappen, entwurzelt, so kam ich mir nun oft vor. Nicht, weil ich ungebildet war, im Gegenteil, intelligent, vielseitig begabt, nein, das war es nicht. Im Dunkel der Trauer, der Einsamkeit, des Verlassen-Seins nach 40 Ehejahren, allein, allein.

Bis dass der Tod euch scheidet. Schöne Worte für ein langes Glück zu zweit, im Traumland der Jugend.

Schön ist aber etwas anderes. Es wäre schön gewesen, mit dem geliebten Ehemann in Pension zu gehen, gemeinsam den Ruhestand zu genießen. Es wäre das Aufatmen der Seele gewesen, nach dem bisherigen arbeitsreichen Leben, das wir geführt hatten, eine neue Erfahrung zu machen.

Viele Menschen fürchten sich vor der Pension. Sie haben Angst davor, nur mehr zu Hause zu sitzen, unnützlich zu sein, mit einem Menschen von nun an tagtäglich umgeben zu sein, den sie wieder neu entdecken, ja, kennenlernen müssen im täglichen Einerlei des Zusammenlebens. Unbehagen, Ängstlichkeit breitet sich aus vor der unbegrenzten Freiheit des Pensionistendaseins.

60+ birgt auch die Gefahr zu grübeln, werde ich in der Pension gesund weiterleben oder kommt gar eine Krankheit auf mich zu? Die Weltlage zeigt sich auch nicht gerade rosarot, manch angehender Rentner fällt ob dieser Gedanken gleich in ein tiefes Loch, zusätzlich.

Zusammen alt zu werden, ein Traum, glücklich zu sein im Alter ist mit etwas gutem Willen beiderseits für viele sicher möglich.

Ich aber stehe da als Witwe. Wie das nur klingt! Mit Beigeschmack. Ich selbst habe meinen Vater im Krieg verloren, noch kein Jahr alt.

Was nun? Die Gewissheit, dass es ihm „drüben“ gut geht, macht mich in all meiner Trauer glücklich, weil er glücklich ist, ich weiß es.

Mein Mann umfing mich in Liebe in den Tagen seines Todes. Ich spürte ihn deutlich um mich. Wunderschön, ich wollte ihn erhaschen, in Tränen aufgelöst lief ich um den Stuhl herum. Wo bist du, bleib da, ich griff in eine Nebelwolke. Er ist da. Er ist fort.

Auf dem Weg, Gott hat ihn gerufen. Loslassen, lass los, damit seine Seele den Frieden findet, du dich nicht selbst blockierst, du frei bist für dich, sagt eine Freundin. Seine Seele kann nicht frei, glücklich sein, wenn du es nicht auch bist. Das braucht Zeit, viel Zeit, die ich wohl habe.

Im Alleingang Neues zu finden, das ist die große Herausforderung, oder Resignieren, hadern mit dem Schicksal, warum, warum? Dafür bin ich nicht der Typ. Ich bin immer kreativ gewesen, kenne keine Langeweile. Mit Sorgen aber bin ich nun auf mich allein gestellt.

Das Auto verkaufen, rät mir ein Schwager. Krankheit, Begräbnis haben alles Geld aufgebraucht. Ich habe es doch nicht verkauft. Da wäre es mir noch schlechter ergangen. Meine Kinder müssen weiter ihrem Beruf nachgehen, ich darf mich auch nicht gehen lassen. Mein Mann wäre damit nicht einverstanden gewesen.

Die Zeit vergeht, ich bin mit dem Auto unterwegs, einmal die Woche, um an diesem Tag Erledigungen in der Stadt zu tätigen. Bald heißt es, du bist ja immer unterwegs...

Ich hatte nie eine enge Freundin, gewohnt, alles mit mir selbst auszumachen, in mich hineinzuhören, was zu tun ist, was ist richtig zu tun in dieser oder jener Frage.

Diese Selbständigkeit erleichtert mir das Leben, das ich von meinem Beruf her als Kaufmann gewohnt bin. Ich sage bewusst „Kaufmann“, mein Vater war Kaufmann, den Beruf eines Kaufmannes habe ich erlernt, bin somit gleichgestellt, ohne mit Minderwertigkeitskomplexen behaftet zu sein, konnte ich das Geschäft weiter führen.

Bekannte, Freundinnen meinen es sicher gut mit ihren Ratschlägen, sie führen aber auch mitunter dazu, in Unsicherheit zu geraten, am eigenen Entschluss zu zweifeln.

Ich liebe die Unterhaltung mit Menschen, die wirklich etwas zu sagen haben, geistiges Niveau, von denen ich lernen, eben geistig profitieren kann. Alles andere wäre Larifari, dafür fehlt mir einfach der Nerv und die Zeit. So war ich es gewohnt, mit meinem Innenleben allein zu sein, meinen Gedanken Raum zu geben, Ideen zu entwickeln, umzusetzen, wenn geht.

„Warum fährst du nicht mit, eine 3-Tage-Reise würde dir gut tun!“ Nein danke, ich bin noch gar nicht in der Lage, mich in Gesellschaft zu begeben, vielleicht auch noch wie eine Kranke behandelt zu werden, mitleidig von der Seite bäuget. Das war nie mein Ding. Das wird es auch nicht geben, lieber beneiden lassen, als bemitleidet zu werden.

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, den Damen in meiner Gesellschaft ein Dorn im Auge zu sein, weil sie um ihre Männer fürchteten, grübele ich dahin im Stillen. Nun, sie sollten sich um ihr eigenes Glück bemühen, jeder Tag ist ein Neubeginn, jeder Tag sollte dem Glück, einen lieben Menschen um sich zu haben, näherkommen. Sonst ist es zu spät.

„Jetzt wär ma in Pension, hätten Zeit, und wenn man Reisen macht, kommt man mit Venenentzündung nach Haus“, höre ich. Gerne hätte auch ich Reisen gemacht, doch das Geschäft erforderte meine ständige Anwesenheit.

Auch Reisen will gelernt sein, ich hatte keine Übung darin, somit auch wenig Lust, die gewohnte Umgebung zu verlassen. Ganz abgesehen vom Kofferpacken, den Vorbereitungen, das alles war mir zu mühsam. Eine Bekannte machte mich aufmerksam auf Einkehrtage am Sonntagberg. Sie war schon einige Male dabei gewesen und es hatte ihr sehr gefallen. Das war etwas für die „Seelenverwandtschaft“ mit Dora und ich sagte ihr gerne zu. Ich meldete mich in dem Hotel an, bekam gerade noch ein Bett

in einem Vier-Bett Zimmer. Dora hatte für sich rechtzeitig ein Ein-Bett-Zimmer reserviert, das Haus war ausgebucht. Ich nahm dieses Mehrbettzimmer und teilte es mit zwei Frauen, wobei eine Frau eine Nonne war, sie kam aus Tirol.

Ich habe keine Probleme mit anderen, fremden Menschen, ungezwungen fand ich schnell Anschluss. Unbefangen begann nach diesen Tagen eine sympathische Freundschaft mit Klosterschwester Maria per E-Mail.

Das Ybbstal rundum zeigte sich im schönsten Sonnenlicht, ich atmete auf in diesen vier Tagen in der herrlichen Alpenluft beim Morgenspaziergang im nahen Wald. Ich erkundete das Umfeld rundum der großen Wallfahrtskirche, die durch die nebligen Morgen etwas düster wirkte, mit dem Hospiz.

Ich besuchte die Vorträge des indischen Paters, ich war kein Medium zum Umfallen für ihn bei der Handauflegung, ich blieb felsenfest auf meinen Beinen stehen. Es wurden gemeinsame Mahlzeiten eingenommen, die Teilnehmer kamen aus allen Ecken Österreichs.

Es war gut, den Menschen zuzuhören, wie sie selber mit ihren Widrigkeiten im Leben umzugehen hatten.

Dora war eine gute Autofahrerin, sie fuhr auch oft ins Waldviertel hinauf zu ihrer Tochter. Die Kinder entwachsen dem Elternhaus, wir waren dabei, uns neu zu erfinden. Ich spürte das Gefühl in mir, auch für mich würde das Leben wiederkehren.

Wieder zurück, allein in der Wohnung, doch gestärkt aus den vergangenen Tagen, in der Realität des Lebens, begrüßt mich der Alltag zu Hause mit Gartenarbeit. Ja, dieser Garten, den ich besonders in den Mittagspausen vom Geschäft herauskommend sehr schätzte, nicht zu groß, er wurde von einem Gärtner in „pflegeleichter“ Weise angelegt.

Mein Mann Albert schenkte ihn mir zum 50. Geburtstag. Er kannte sich in landwirtschaftlichen Dingen gut aus und pflegte den Englischen Rasen mit großer Hingabe.

Der Garten war fertig und Albert erfüllte mir den Wunsch, den runden Geburtstag groß zu feiern mit der ganzen Familie, meiner Schwester und ihrem Mann, Verwandten und Freunden. Es war an alles gedacht, alle Räume geschmückt, bis auf den Wermutstropfen in Alberts Leben, der sich, rückblickend, zum ersten Mal offen zeigte. An diesem Tag war Albert zu müde, um das Schlafzimmer zu verlassen. Er lag im Bett, nicht fähig aufzustehen, nicht einmal, um die Gäste zu begrüßen.

Ich war den Tränen nahe, wie so oft in den vergangenen Jahren, wo ich Samstag abends allein im Wohnzimmer saß, beim Fernsehen strickte, Albert im Büro über den Geschäftsbüchern saß, oder er sich müde zur Ruhe begab.

Partys, Tanzabende, ländliche Kirtage zogen lautlos an uns vorbei. Dabei tanzte ich leidenschaftlich gerne, mein Mann war ein ausgezeichnete Tänzer, ein elegantes Paar waren wir.

Damals schon litt er öfter an nicht erklärbarer Müdigkeit. Wie war das bloß damals? Er achtete penibel auf seine Gesundheit, las viele medizinische Bücher! Sämtliche Ärzte konnten nichts Gravierendes finden.

„Schmerz und Freude liegt in einer Schale; ihre Mischung ist der Menschen Los.“ *J.G. Seume*

Die Gäste kamen, vermissten Albert, wollten ihn begrüßen. Sie mochten ihn alle gerne, sie konnten über alles mit ihm reden, er war ein Mensch, der lustig unterhalten konnte.

Sie alle waren betroffen, fragten mich: „Alice, nein, Albert ist krank, was fehlt ihm denn?“ Was sollte ich sagen, um nicht zu weinen. Die nächsten Verwandten kamen zu ihm ins Schlaf-

zimmer an sein Bett, um ihn zu sehen, ihn persönlich zu begrüßen. Er war freundlich wie immer, er war aber heute außerstande, die Nähe von vielen Menschen zu ertragen, wenn auch zum großen Teil aus der Familie bestehend.

Albert brauchte Ruhe um sich herum, keinen Lärm. Das musste ich begreifen, ihm zugestehen. So musste ich die Feier selbst in die Hand nehmen, *the show must go on*, meine Enttäuschung konnte ich nur schwer verbergen, bei aller Disziplin.

Meine Kinder versorgten indes die Gäste, reichten auf Tablett feine Snacks, Sektgläser, die auf mein Wohl rundum erklangen. Bereits im Garten bewunderte die Schar der Gratulanten mit großem Interesse die neuen Blumen, Sträucher, das Biotop.

Der Gag zu meinem Geburtstag war nämlich der, dass ich mir keine Geschenke wünschte, sondern mein Gast in diesem Garten Pate von Blumen werden konnte, für eine Pflanze, die ihm gefiel, welche seinen Namen erhalten würde, dafür wird der Wert des vorgesehenen Präsensts in Form von Euro in eine Box versenkt. Es ist mir verhasst, den schönsten, teuren Blumensträußen in der Vase beim Verwelken zuschauen zu müssen, um sie in den Müll zu werfen. Der tägliche Frischwasserwechsel für die Vase erfordert zusätzliche Zeit für Blumenpflege, die ich nicht habe. Für die Langlebigkeit der Blumen die empfohlenen Pulversäckchen zu verwenden ist nur begrenzt hilfreich, und die herrlichen Blumen nur im kühlen Stiegenhaus zu bewundern, anstatt sie im Wohnbereich zu genießen, ist kein großer Beitrag für Gemütlichkeit.

In bester Stimmung wurde auf der großen Terrasse zum Geburtstagesessen gebeten, das eine Kusine mit meiner Tochter Karla vorbereitet hatte, mit verschiedenen Braten, Backhendl, Reis, Pommes, allerlei Gemüse, Salaten und einem herrlichen Kartoffelgratin, für das sich eine Bekannte liebevoll einbrachte. Es war er-

freulich für das Auge, dem großen Schmausen zuzusehen. Die Söhne Stefan und Bernd füllten die Gläser auf mit Wein, Bier, Wasser, Limo et cetera zum fröhlichen Feiern.

Ich fand keine Ruhe am Tisch, bei diesem Mahl. Meine Schwester sah mir in die Augen: „Iss doch was“, „Ja, später“. Für mich war wichtig, dass meine Gäste glücklich waren, zufrieden, auch in dem Bewusstsein, dass Alberts Gesundheit nicht sehr stabil war. Sechs Jahre danach, nach meinem fünfzigsten Geburtstag, fällt es mir wie Schuppen von den Augen, dass sich damals eine ernsthafte, zig Jahre hergeleitete, versteckte Krankheit öffnete, die überhaupt nicht erkennbar war! Wie denn, wenn selbst namhafte Ärzte keine Erklärung fanden für seine Müdigkeit!

Albert war ein großer, stattlicher Mann, leicht ergrautes Haar mit einer beginnenden Glatze. Er war einige Jahre älter als ich, konnte seinen Beruf nicht mehr ausüben. Wir beide liebten unsere Arbeit, ohne viel auf die Uhr zu schauen.

Ich stehe mit der Uhr nicht gerade auf Kriegsfuß, meine Pünktlichkeit ist zu neunundneunzig Prozent Glückssache. So bin ich meistens pünktlich, wenn auch mit hängender Zunge (die man zum Glück nicht sieht), und doch Ruhe ausstrahlend. Ich bin nicht der Typ, der gerne in der Warteschlange steht, wenn ich da bin, sollte der Vorhang hochgehen.

Die Selbständigkeit im Beruf erzeugt die Freiheit im Inneren, immer weiterzuarbeiten, um diese Arbeit gleichermaßen als Freizeit, als Hobby zu empfinden. Wir zählten nicht die Monate, Minuten auf die Jahre, die uns noch auf die Pension fehlten. Es gab keinen Spielplan für die Zeit danach. Der Plan für unser Leben wird ganz, ganz oben gezeichnet, das menschliche Alter festgelegt, ohne öffentliche Einsichtnahme, dagegen Einspruch zu erheben, zwecklos.

Ruhestand bedeutet nicht, systematisch krank zu sein, aber auch die beste Vorsorge kann keine schleichende Krankheit verhindern, wenn sie nicht zu erkennen ist.

Albert musste sich immer mehr auf eine Krankheit einstellen, die äußerst selten vorkommt, die bei ihm sehr spät erkannt wurde, von den Ärzten als eine von über vierhundert Rheuma-Arten eingestuft wurde. Medizinisch gesehen konnte man erst nach einigen Jahren „echte“ Hilfe geben, die die namenlose Krankheit unter „aggressive Sklerodermie“ einordnete. Das bedeutete den systematischen Verlauf einer hoch steigenden Gewebeerhärtung von den Zehen beginnend, den ganzen Körper herauf, Zentimeter für Zentimeter, gefühllos zu versteifen.

Ich war fassungslos. Die ganze Tragweite unabsehbar. Ruhe bewahren, was hilft es schon, um sich zu schlagen. Mein Gesicht begann ähnlich einer Statue zu versteinern, ja, nach asiatischem Vorbild vielleicht undurchdringlich zu wirken, emotionslos nach außen zu erscheinen, um Verletzungen durch andere Menschen vorzubeugen. Denn: „Wie's da drin aussieht, geht niemand was an ...“ Und die Tränen flossen.

Albert trug die Hiobsbotschaft gelassen – um seine Frau nicht weinen zu sehen? – er war ein Kämpfer. Geduldig saß er im Wartezimmer der Ärzte, in verschiedenen Ordinationen, im Krankenhaus, privat, wir waren in allen Wartezimmern bei Tag und Nacht zu Hause, vom oberen Niederösterreich über Wien, Semmering bis nach Italien hinunter auf der Suche nach Linderung seiner Schmerzen.

Ein Mediziner an der Adria, Koryphäe auf dem Gebiet der Schröpfung durch Glaskugeln am Rücken, versprach, sich um Albert anzunehmen. Da sagte mein Mann zu mir: „Du, das kann dir auch nicht schaden ...“, „Nein, bitte, ich hätte lieber ein Paar italienische Schuhe!“

Ich sah, wie die Saugnapfe an der Haut klebten, stellte mir bildlich meinen Rücken vor, und ich sah mich bereits bar meiner dünnen Fettschicht am Körper auf dem Tisch hier liegen. Nein, danke.

Wir genossen die paar Tage am Meer, spazierten Hand in Hand, wie wir es beinahe vierzig Jahre gewohnt waren, durch die Stadt. Wir waren zusammen, glücklich, das zählte.

Eine Zeit lang ging es ihm besser, die täglichen Medikamente aber wurden immer mehr, die regelmäßig, möglichst in gleichen Abständen und zur selben Zeit eingenommen werden sollten.

Albert war nun fast nicht hoch zu kriegen, ständig müde verbrachte er so manchen Tag im Bett. Ich weckte ihn mit leichtem Fingerspiel an seinen Waden, bemerkte, wie dünn und weiß sie waren. Selten durfte ich ihn berühren, er war sehr schmerzempfindlich. Er ging ins Bad, etwas dünner geworden: „Jede Hose rutscht mir runter, wozu habe ich eine Frau?“ Wir lachten in einer kurzen Umarmung. Den Gürtel enger zu schnallen brachte es nicht, da musste die Nähmaschine raus.

Der Hochzeitstag nahte, Albert vergaß ihn nie.

Dieses Mal war ich schneller: „Alles Gute zum Hochzeitstag, mein Schatz!“ „Ja, meine Liebe, ich werde dir rote Rosen bringen!“ „Das musst du nicht, wir brauchen eine Leuchtstoffröhre im Blauen Salon, die kostet sowieso eine Menge.“

Neckischerweise nannten wir das kleine Balkonzimmer „Salon“. Er fuhr mit dem Auto weg, um heute auch seine Schwester im nächsten Dorf zu besuchen. Ich begab mich in die Küche, um das Mittagessen vorzubereiten mit viel Gemüse, Kohl mochte er sehr gerne mit Rindfleisch.

Der Druck-Kochtopf mit dem Fleisch sollte eigentlich schon pfeifen, aber nein, das Ventil war abgesackt, also gleich wieder volle Tube aufdrehen. Nebenbei schnell nach dem Erdbeergelee

geschaut, erschrak mich ein lauter Knall vom Kochtopf, dessen Ventil endlich rausgeschossen wurde, ohne zu explodieren, wie es solche Fälle gab, zu früheren Zeiten. Ich schaltete die Temperatur auf Stufe drei zurück bis zum Ende der Garzeit.

Wo blieb denn bloß mein Mann? Es war längst 13 Uhr vorbei, ich musste meine Schwägerin anrufen, wo Albert denn steckte.

„Ja, gut dass du anrufst, alles in Ordnung, Albert hatte eine Panne vor dem Haus, konnte nicht starten und jetzt sitzen wir bei Marillenknödel. Er wird bald nach Hause kommen, ja, und alles Gute zum Hochzeitstag!“ Na, super Hochzeitstag!

Dazu fällt mir eine Geschichte aus Kindertagen ein von meiner lieben Schwester: An einem Sonntag vor dem Mittagessen schickte Mama meine kleine Schwester Sophie ins Gasthaus, um Sodawasser zu kaufen, das es damals nur in Siphon-Flaschen gab. Das Gasthaus lag auf der gegenüberliegenden Straßenseite am Hügel. Mama ermahnte Sophie zur Vorsicht, wenn sie die Straße überquerte. „Jaaa ...“

Die Zeit verging, Sophie kam nicht, kam nicht. Mama wurde unruhig und sagte: „Geh, Alice, lauf und schau, wo deine Schwester bleibt.“ Ich lief los über die Straße zum Wirtshaus in den Schanigarten hinein. Es war ein sonniger Tag, die Leute saßen im Schatten unter den Bäumen. Ich blieb stehen, um besser sehen zu können. Ich dachte, das gibt es nicht!

Da saß meine kleine Schwester Sophie mitten im Gastgarten, wie die Großen auf einer Holzbank am Tisch, vergnügt mit unserem Nachbarbuben Sepperl bei einem Kracherl (Himbeersoda). Ein Bild für Götter!

Werde ich nie vergessen, obwohl ich damals etwa sieben Jahre alt war, musste ich lachen, aber mit gebotener Strenge die Idylle beenden.